Nach der Arbeit

Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges

Von Jaroslav Haschek

Aus dem Tschechischen übertragen von Grete Reiner

Es ist freilich nicht so einfach, zu sagen: „Bringen Sie mir einen Hund!" Die Eigentümer von Hunden geben auf ihre Hunde sehr gut acht, es müssen nicht einmal reinrassige Hunde sein. Sogar den Köter, der zu nichts anderem gut ist, als irgendeiner alten Frau die Füße zu wärmen, hat sein Eigentümer gern und läßt ihm nichts zuleide tun.

Ein Hund muß selbst instinktiv fürchten, insbesondere wenn er von reiner Rasse ist, daß er seinem Herrn eines schönen Tages entwendet werden wird. Er lebt ununterbrochen in der Angst, daß er gestohlen werden könnte. Ein Hund entfernt sich beispielsweise auf dem Spaziergang von seinem Herrn, ist anfangs lustig, übermütig, spielt mit den andern Hunden, beschnuppert die Ecksteine, hebt an jeder Ecke, ja sogar bei der Höckerin über dem Korb mit den Kartoffeln ein Beinchen hoch, kurz empfindet eine solche Freude am Leben und die Welt erscheint ihm sicherlich so schön wie einem Jüngling nach bestandener Matura.

Plötzlich aber könnt ihr bemerken, daß sein Frohmut verschwindet: der Hund fühlt, daß er verlorengegangen ist. Und jetzt fällt wahre Verzweiflung ihn an. Er läuft erschreckt auf der Straße umher, schnüffelt, winselt und zieht in völliger Verzweiflung den Schwanz zwischen die Beine, legt die Ohren nach hinten und stürzt inmitten der Fahrbahn irgendwohin ins Unbekannte.

Wenn er sprechen könnte, würde er schreien: „Jesus Maria, jemand wird mich stehlen!"

Die größte Gefahr, gestohlen zu werden, droht Hunden, wenn man sie auf die Straße führt, damit sie ihre kleine und große Notdurft verrichten. Besonders bei dem letzten Akt gehen die meisten verloren. Deshalb schaut sich jeder Hund dabei vorsichtig nach allen Seiten um.

Auf der Kleinseite bei der Schloßstiege befindet sich ein kleiner Bierausschank. Eines Tages saßen dort rückwärts im Halbdunkel zwei Männer. Ein Soldat und ein Zivilist. Zueinander geneigt flüsterten sie geheimnisvoll. Sie sahen aus wie Verschwörer aus den Zeiten der venezianischen Republik.

„Jeden Tag um acht Uhr", sagte der Zivilist flüsternd zu dem Soldaten, „geht das Dienstmädchen mit ihm an die Ecke vom Hawlitschekplatz zum Park. Aber er is ein Luder, er beißt, was das Zeug hält. Er läßt sich nicht streicheln."

Und noch mehr zu dem Soldaten geneigt, flüsterte er ihm ins Ohr: „Nicht mal Wurst frißt er."

„Auch keine gebratene?" fragte der Soldat.

„Nicht mal eine gebratene."

Beide spuckten aus.

„Was frißt das Luder also?"

„Gott weiß. Manche Hunde sind verzärtelt und verwöhnt wie der Erzbischof."

„Is es wirklich ein Stallpintscher? Mein Oberleutnant will keinen andern."

„Ein fescher Kerl, ein Stallpintscher, Pfeffer und Salz, wirklich reinrassig, so wahr du Schwejk bist und ich Blahnik bin. Mir handelt sich's darum, was er frißt, das gib ich ihm und bring dir ihn."

Beide Freunde stießen abermals an. Als sich Schwejk vor dem Krieg noch mit dem Verkauf von Hunden ernährte, hatte sie ihm Blahnik geliefert. Er war ein erfahrener Mann. Er stahl aus Prinzip nur reinrassige Hunde und hätte gerichtlicher Sachverständiger sein können. Er lieferte in alle Hundezwinger und auch in Privathäuser, wie sich gerade die Gelegenheit bot; wenn er über die Straße ging, knurrten ihn die Hunde an, die er einst gestohlen hatte, und wenn er irgendwo vor einem Schaufenster stand, hob irgendein rachsüchtiger Hund hinter seinem Rücken ein Beinchen hoch und benäßte ihm die Hosen.

Um acht Uhr früh des kommenden Tages konnte man den braven Soldaten Schwejk an der Ecke des Hawlitschekplatzes und des Parkes auf und ab gehen sehen. Er wartete auf das Dienstmädchen mit dem Stallpintscher. Endlich kam es und ein bartiger, struppiger Hund mit rauhem Fell und klugen Augen lief an ihm vorbei. Er war munter wie alle Hunde, wenn sie ihre Notdurft verrichtet haben, und rannte auf die Spatzen zu, die auf der Straße Pferdemist frühstückten.

Dann ging die an Schwejk vorbei, die den Hund zu betreuen hatte. Es war ein älteres Mädchen mit manierlich zu einem Kranz geflochtenem Haar. Sie pfiff dem Hund und schwenkte das Kettchen und die elegante Hundepeitsche in der Hand hin und her.

Schwejk sprach sie an:

„Verzeihn Sie, Fräulein, wo geht man hier nach Schischkov?"

Sie blieb stehen und blickte ihn an, ob er es auch aufrichtig meine, doch das gutmütige Gesicht Schwejks sagte ihr, daß der Soldat wohl wirklich nach Schischkov gehen wolle. Der Ausdruck ihres Gesichts wurde weich, und sie erklärte ihm entgegenkommend, wie er nach Schischkov zu gehen habe.

„Ich bin erst unlängst nach Prag versetzt worn," sagte Schwejk, „ich bin kein Hiesiger, ich bin vom Land. Sie sind auch nicht aus Prag?"

„Ich bin aus Wodschnan."

„Da sind wir ja nicht weit voneinander her," antwortete Schwejk, „ich bin aus Protiwin."

Diese Kenntnis der Ortsbeschreibung des böhmischen Südens, die er sich einmal bei den Manövern angeeignet hatte, erfüllte das Herz des Mädchens mit heimatlicher Wärme.

„Da kennen Sie wohl auch in Protiwin aufn Ring den Fleischer Peichara?"

„Wie denn nicht! Das is mein Bruder. Den ham bei uns alle gern," sagte Schwejk, „er is sehr brav, dienstfertig, hat gutes Fleisch und gibt gute Wage."

„Sind Sie nicht einer von Jaresch?" fragte das Mädchen, das mit dem unbekannten Soldaten zu sympathisieren begann.

„Ja."

„Und von welchem Jaresch, von dem aus Krtsch bei Protiwin oder aus Razitz?"

„Aus Razitz?"

„Fahrt er noch mit Bier herum?"

„Noch immer."

„Aber er muß schon hübsch weit über sechzig sein."

„Achtundsechzig war er heuer im Frühjahr," entgegnete Schwejk ruhig, „jetzt hat er sich einen Hund angeschafft, und da fährt sich's ihm fein. Der Hund sitzt ihm am Wagen. Grad so ein Hund wie der dort, was die Spatzen jagt. Ein hübscher Hund, ein feines Tier."

„Der gehört uns," erklärte ihm seine neue Bekannte, „ich dien hier beim Herrn Oberst. Sie kennen nicht unsern Herrn Oberst?"

„Ja, das is ein feiner intelligenter Mann," sagte Schwejk, „bei uns in Budweis war auch so ein Oberst."

„Unser Herr is streng, und wie's neulich geheißen hat, daß man uns in Serbien eins aufgewichst hat, is er ganz wütend nach Haus gekommen und hat in der Küche alle Teller heruntergeworfen und hat mir kündigen wolln."

„Das is also euer Hund," unterbrach sie Schwejk, „das is schad, daß mein Oberleutnant keinen Hund ausstehn kann, ich hab Hunde sehr gern." Er verstummte und stieß plötzlich hervor: „Jeder Hund frißt aber auch nicht alles."

„Unser Lux klaubt sich sehr, eine Zeitlang wollt er überhaupt kein Fleisch essen, bis wieder jetzt."

„Und was frißt er am liebsten?"

„Leber, gekochte Leber."

„Kalbs- oder Schweinsleber?"

„Das is ihm egal", lachte die ‚Landsmännin', die die letzte Frage für einen mißlungenen Witz hielt, Schweik an.

Sie gingen noch ein wenig spazieren, dann schloß sich ihnen auch der Stallpintscher an, der an die Kette genommen wurde. Er benahm sich Schweik gegenüber recht zutraulich, versuchte ihm wenigstens mit dem Maulkorb die Hosen zu zerreißen, sprang an ihm empor, und plötzlich, als fühle er, was Schwejk mit ihm plane, hörte er auf zu springen und ging traurig und bestürzt weiter, während er Schweik von der Seite anblickte, als wollte er sagen: „Wartet das also auf mich?"

Dann sagte das Mädchen noch, daß sie auch jeden Abend um sechs Uhr mit dem Hunde herkomme, daß sie keinem Mann aus Prag traue, daß sie einmal in der Zeitung annonciert habe und daß sich ein Schlosser mit Heiratsabsichten gemeldet und ihr 800 Kronen für irgendeine Erfindung herausgelockt habe und verschwunden sei. Am Land sind die Menschen entschieden ehrlicher. Wenn sie heiraten sollte, würde sie nur einen Mann vom Lande nehmen. Kriegsehen halte sie für eine Dummheit, weil so eine Frau gewöhnlich Witwe bleibe.

Schweik machte ihr große Hoffnungen, daß er um sechs Uhr kommen werde, und ging, um Freund Blahnik mitzuteilen, daß der Hund alle Sorten von Leber fresse.

„Ich wer ihn mit Rindsleber bewirten," entschloß sich Blahnik, „mit der hab ich schon den Bernhardiner vom Fabrikant Vydra erwischt, ein sehr treues Tier. Morgen bring ich dir den Hund unbeschädigt." (Fortsetzung folgt.)

Leben • Wissen • Kunst

Das Bärtich-Quartett führte in seinem dritten Kammermusikabend zum erstenmal ein A-Moll-Streichquartett op. 26 von Karl Ehrenberg auf. Das viersätzige Werk zeigt sich von edlem und hochstrebendem Musizierwillen diktiert. Die wiederklingenden Empfindungen schweben (was die zwei ersten Stücke angeht) in der Region seelischer Bedrückung, aus der kein Aufraffen, kein Versuch zu befreiender Lust (wie im dritten und letzten Stück) herauszureißen vermag. Ehrenberg läßt nicht eindeutig erkennen, ob es ihm bei einem und dem andern wirklich ernst ums Herz ist oder ob er mit Schmerz- und Lustversuch nur spielerisch umgeht. Diesen Zwiespalt hätte ein geschlossenes, kompositorisch-bauendes Musizieren zu überbrücken vermocht. Aber über diesem bekundet der Komponist eine sehr gewandte Art, die vier Instrumente vortrefflich gegeneinander in Schach zu halten. Und in der Ausführung dieser Partien bewährten sich die Spieler aufs herrlichste: Rudolf Bärtichs strengglänzender, Otto Wunderlichs gehaltvoll-süßer Geigenton, Richard Kolohls ganz unvergleichlich einschmeichelnder Bratschenklang und Walter Schillings tonschönes, abgewogenes Cellospiel verhalfen in kunstvollem Zusammenspiel dem Werk und dem anwesenden Komponisten zu einem schönen Erfolg. — Mit Hedwig Meyer, Köln, am Klavier gab es noch Beethovens D-Dur-Cellosonate und Max Regers C-Moll-Klavierquintett zu hören. P. B.

Galerie Arnold. Zwei Künstler lernt man in der Galerie Arnold kennen. Beide vorbildlich-typische Entwickler des eigenen Ichs. Das Graphische Kabinett zeigte Werke des Schweizer Radierers Fritz Pauli. Man braucht nur die kleine Anzahl seiner Selbstbildnisse zu sehen, um die Linie seiner Entwicklung zu gewahren. Im Anfang: ein schöner, poetischer, träumerischer Jünglingskopf; heute: ein zerfurchtes, tief in Sinnsuchen verstricktes Mannesangesicht. Und im Sachlichen: ehemals unter des unvergeßlichen Albert Welti Einfluß: Phantasiestücke, überfüllte Bildräume mit dicht gedrängtem Figuren- und Dingwerk, Gebilde einer träumend-wunschreichen, nur zuweilen stark gestaltenden Visionsfähigkeit; dann religiöse Schöpfungen von schneidender Inbrunst, mit noch immer reicher Phantasie ausgestaltet, doch von ganz andrer Tiefe als die Jugendarbeiten; nun aber schwindet alles Beiwerk, klare, größere Gestalten treten allein oder in geringer Zahl in den Bildraum, tief und rücksichtslos erschlossen kraft eines Blicks, der das letzte ergraben will, und einer gestalterischen Sicherheit, die aus dem Begrenzten die innere Fülle herausholt — expressionistisch verfahrend, insofern sie nicht auf Abbild-, sondern allein innere Wahrhaftigkeit geht. Vereinfachung des Schauens und Bildens bei tief wahrhaftiger Treue gegenüber Mensch (starke, sprechende Bildnisse!), Tier, Ding, Landschaft; und zugleich „in notwendiges Großsehen des einzelnen. Einst ein Romantiker mit zuweilen „altdeutschen" Manieren (Altdorfer), nun ein noch immer in der Entwicklung begriffener, doch starker, den Pflug tief in blutenden Boden führender Mann, ein Künstler, der mit unvergleichlich weniger Aufwand mehr und Bedeutsameres zu sagen hat. Die großen Blätter gewähren das Erlebnis, wie eine Welt äußerlich und innerlich erobert, zum Eigen des Künstlers erworben wird. Die aushängenden Arbeiten werden gewichtig durch solche ergänzt, die eine Mappe des Kabinetts birgt.

Der Dresdner Maler Rich. Birnstengel hat lange keine größere Sammlung gezeigt. Er hat das vollgültige Anrecht auf den Salon. Ein paar frühere Landschaften erinnern an die Wege seiner Jugend. Das haben wir damals geliebt: weithin geschwungene Bergkonturen, eine große Aussicht, Himmel darüber, Fernensehnsucht darin. Nun sieht die Welt anders aus. Das Nahe, das Dingliche, Begrenzte, Feste, in Form und Ton Massive und die Würde der Person mit ihrer unergründlichen Unausschöpfbarkeit hat sich unser bemächtigt, die wir im Bilde nicht sehnlich nach dem Eindruck anzudeuten, sondern nach dem Maß unsrer Kraft zu fassen trachten. Bildnisse, städtische Straßenbilder, Stilleben bezeichnen Birnstengels heutiges malerisches Interesse. Er bewältigt die Gegenstände mit einer reifen, den Umriß scharf betonenden, in der formalen Komposition wuchtigen Technik von breitestem Farbvortrag. Bewältigt sie zu ausgewogenen Bildern, denen Grübeln und Transzendenz, beide, fern bleiben, die nichts von Hintersinn und Ahndungen verraten, aber die Schauwelt eines echten, klarwilligen Malers umschließen, dessen Auge ruhig, nüchtern und ernst blickt. Können und Wollen in erarbeiteter Harmonie; große, nur selten etwas grobe Dinglichkeit; was diesem Maler sich erschließt, gibt er mit sicherer Hand. Man empfindet, daß Malen, gerade wenn es nicht „Abmalen" und erst recht nicht impressionistisches Eindruckwiedergeben, sondern Hineinformen der Welt in ein konstruktiv angelegtes Werk ist, nicht weniger bedeutet als ein „Begreifen durch Schauen", ein Sichtbarmachen des nackten Wesens. Kein kleiner Ruhm für eine Kunst, die sich wie Birnstengels Gemälde nicht immer frei von Gezwungenheit hält, wenn ihren letzten und entscheidenden Sinn doch dieses „Sichtbarmachen" bildet. gn.

Martin Andersen-Nexö erzählt. Von Zeit zu Zeit erscheint dieser oder jener Dichter in unsrer Stadt, um, wie man so schön sagt, aus eigenen Werken zu lesen. Manchmal wird diese Begebenheit zur allgemeinen Sensation. Meist jedoch bleibt sie ein Sensatiönchen jenes Geistigen, denen das Buch statt Führer zum Leben zu sein, längst zum Inbegriff des Lebens überhaupt geworden ist.

Wäre auch Andersen-Nexö nur als Gast dieser Leute nach Dresden gekommen, sein Besuch wäre auch nur ihre Angelegenheit. Daß der Dichter des „Pelle", von „Stine Menschenkind" und zahlreichen lebensechten proletarischen Erzählungen auf eine Einladung der Dresdner Volkshochschule erschienen war und statt vor einem mehr oder minder „gewählten" Publikum vor Volkshochschülern, jungen und älteren Arbeitern sprechen und lesen konnte, erhob seinen Besuch zu einem wirklichen Ereignis. Die geräumige Aula des Vitzthum-Gymnasiums war bis auf den letzten Sitzplatz und noch darüber hinaus gefüllt. Martin Andersens Statur, von dessen mittelgroßer, breitschultriger Gestalt eine ruhige Kraft ausströmte, legte mit seinen ersten Worten den Ruhm des Dichters ab und teilte ihn mit seinen Hörern. „Alle Menschen sind Dichter. Jeder von uns erhält im Leben nur, was er selbst mitbringt. Die sogenannten Dichter sind nur die guten Köche, die uns unsre eigene Nahrung schmackhaft zubereiten."

Als Andersen hierauf aus eigener Jugend erzählte: Kleines und Großes, Bedeutsames und scheinbar Bedeutungsloses aus dem Leben in den Mietkasernen von Kopenhagen, von den Weiden auf Bornholm, aus der Schusterlehre, aus den Wanderjahren, alles mit den bunten Farben seiner Phantasie überglänzte, aus einer grundgütigem Wesen entstammenden Menschenliebe humorvoll wertete und verklärte, gab er selbst ein Beispiel des unmittelbar aus Erlebnis und Phantasie dichtenden Menschen. Nach der freien Erzählung von der frühesten Werdezeit, die für den Dichter ein fortgesetztes unbewußtes Hineinwachsen in die sozialistische Lebensanschauung war, las Andersen eine noch ungedruckte Erzählung „Annemariens Reise", ein Märchen „Gottes Sohn und des Teufels Liebling" und eine kurze Skizze. Annemariens Reise ist die mit starker künstlerischer Kraft geformte, mit tiefdringendem Blick gesehene und mit unendlicher Liebe durchtränkte Geschichte einer krebskranken Bäuerin, die zur Operation in die Stadt muß, in der nächtlichen Reise die Erfüllung ihres seit jungen Tagen immer lebendigen Wunsches erlebt und das Erlebnis mit der ganzen Kraft ihres scheinbar verjüngten, in Wirklichkeit aber todkranken Körpers auskostet, um dann zum Sterben reif am Ziel ihrer Reise anzukommen. Nach dieser blutstrotzenden Dichtung wirkte das Märchen vom Sohne Gottes, genannt Proletarier, etwas konstruiert, immerhin ist es kennzeichnend für die Gedanken- und Gefühlsrichtung des Dichters. Eine kleine heitere Skizze beschloß die Vorlesung. Der starke Beifall am Ende war aufrichtig und verdient. ku.

Paul-Zech-Uraufführung in Leipzig. „Der Kuckucksknecht", ein sauerländisches Stück in drei Akten, zählt zu jenen zwiespältigen Werken, bei deren Beurteilung der lobende Dulder so wahrhaft sein kann wie der verdammende Spötter. Paul Zech — durch Stoffwahl und eigenes Bekenntnis ein „Arbeiterdichter", in Romanen und Versen gestaltend, was er selber in Schächten und Fabriken als Arbeiter erlebte, in letzter Zeit in immer wechselnden Arten um die dramatische Form sich mühend — Paul Zech schuf ein Endspiel, die dramatischen Vorgänge, die es bedingen, liegen weit zurück. Ein böses Spiel unter alten Bauern, voll jener tatlos monotonen Quälerei, die für Greisentragödien typisch wurde. Auseinandersetzung folgt auf Auseinandersetzung. Zech fand keine andre Lösung, als im geeigneten Moment den Kuckucksknecht, der seit dreißig Jahren den rechtmäßigen Bauer im Hof und bei der Bäuerin verdrängt hat, sterben zu lassen. Schwer dick und düster, erfüllt von Streit, Schuld, Geheimnis und Strafe ist die Atmosphäre, gewalttätig, triebhaft, giftgereizt sind die Menschen. Wenn der Vorhang fällt, leuchtet der erste Strahl der Hoffnung in die Winterstarre. Das schuldbeladene Alter gibt der Jugend den Weg frei.

Nicht alles, was Zech wollte, kam zur Klarheit. Handlung und Charaktere sind im Zickzack geführt, Milieustudien lenken vom dramatischen Ziel ab. Im Stil mengt sich naturalistisches Bemühen mit Pathos und Lyrik, neben Kraftausdrücken entquillt papiernes Bildungsdeutsch dem Bauernmund, Sentenzenseligkeit wird der Echtheit ebenso gefährlich wie krampfige Sexualrenommage. Aber die echthafte, noch ungereinigte dichterische Kraft eines Unglücklichen ist in vielen Szenen spürbar. Sie hält, über die Gefahren unbewegten Theaters hinweg, bis zum Ende in lastender Verstrickung und Spannung, und der dritte Akt, so konzentriert, wie die ersten sein sollten, läßt den Gutgesinnten zu Zechs Versuch erleichtert ja sagen. Bei der Uraufführung im Alten Theater in Leipzig begab sich sogar das Wunder, daß ein so problematisches Stück nicht nur unwidersprochen blieb, sondern einen außerordentlichen Erfolg erreichte, wobei aber nicht verschwiegen werden darf, daß ihn der Autor der demonstrativ gefeierten Schauspielerin Lina Carstens verdankt, die als Steinbäuerin das dem Lächerlichen Benachbarte mit Sicherheit in den Bezirk des Erhabenen trug. H. W.

Uraufführung von Fritz von Unruhs Bonaparte am Frankfurter Schauspielhaus. Wer eine dramatische Darstellung des riesigen Komplexes des großen Korsen erwartet hatte, mußte bitterlich enttäuscht gewesen sein. Noch enttäuschter war aber der Zuschauer, der von dem Dichter des Ein Geschlecht, des Platz ein eindeutiges Bekenntnis zur Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit erwartet hatte. In den eigentlichen Mittelpunkt des Stückes stellt Unruh den Herzog von Enghien, dessen völkerrechtswidrige Entführung aus Ettenheim in Baden und den an diesem Bourbonen begangenen Justizmord in den Wällen von Vincennes am 20. März 1804. Diesem Fürsten gehört die Liebe des Dichters, des früheren preußischen Reiteroffiziers Fritz von Unruh. Napoleon ist der kranke Mann, geplagt von der Paralyse, der nur ab und zu den starken Uebermenschen mimt, im übrigen aber in den Netzen der Liebeskünstlerin Josephine gefangen ist. Unruh scheint nicht ohne Einfluß auf sein Werk Karl Lenst, Die historische Wirklichkeit von 1796 bis 1815, und auf die Memoiren des letzten Arztes des großen Korsen auf St. Helena, Antommarchi, Napoleon kurz vor seinem Tode, gelesen zu haben. Hier ist der Napoleon der Luetiker im tertiären Stadium. Besonders in der Szene im Arbeitszimmer und in Napoleons Schlafzimmer hat Unruh die geistigen Störungen Bonapartes darzustellen versucht. Die alten Militärs, ehemalige Stürmer der Bastille, alte Republikaner werden mit Ausnahme der Generale Carnot und Julien als Schwächlinge und Postenjäger hingestellt. Das Stück schließt mit der Ueberreichung der Kaiserwürde an den Korsen. Musik spielt die neue Kaiserhymne.

Fritz von Unruh steht vor unseren Augen als der überzeugte Republikaner. Darum fällt es doppelt schwer, Negatives über ihn und sein Werk zu sagen, das nicht Fisch, nicht Fleisch ist. Daß es bei der Aufführung am Frankfurter Schauspielhaus starken Beifall gab, findet seinen Grund im Lokalpatriotischen. Noch mehr aber wohl in der glänzenden Darstellung des Frankfurter Schauspielhauses, der guten Regie Weicherts, vor allem aber in der alles überragenden Darstellung Bonapartes durch den wohl impulsivsten Darsteller der deutschen Bühne, Heinrich George. mst.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416951805-19270208/9 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG